

Kindheiten

Helga Kelle | Johanna Mierendorff (Hrsg.)

Normierung und Normalisierung der Kindheit

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Kelle/Mierendorff, Normierung und Normalisierung der Kindheit, ISBN 978-3-7799-1555-3

© 2013 Beltz Juventa Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/hc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-1555-3>

Helga Kelle

Normierung und Normalisierung der Kindheit

Zur (Un)Unterscheidbarkeit und Bestimmung der Begriffe¹

Die Geschichte der Kindheit und der Formen der Institutionalisierung von Kindheit sind durchzogen von gesellschaftlichen Auseinandersetzungen über die Frage, was eine „gute“ Kindheit sei. Die gesellschaftliche Durchsetzung der Schulpflicht und des Verbots der Kinderarbeit in Gestalt von verbindlichen Rechtsnormen etwa bedeutete eine massive Verschiebung in der normativen Verfasstheit von Kindheit in modernen Gesellschaften. Voraussetzung für die normative Verschiebung war die Sichtbarmachung der Verwahrlosung, frühen Sterblichkeit und sozial ungleich verteilten Krankheitslast bei Kindern in industrialisierten Gesellschaften durch Bevölkerungswissenschaften, Sozialstatistiken und Medizin. Turmel (2008) zeigt im Anschluss an Foucault und die *actor network theory* (ANT) für den Zeitraum von 1850 bis 1945, dass das Aufkommen der Vorstellung von „normaler“ kindlicher Entwicklung und normalem Aufwachsen historisch eng an die Etablierung und Ausbreitung von statistischen Verfahren geknüpft war, die es erlaubten, wissenschaftliche Aussagen über Durchschnittswerte und Normalverteilungen von (körperlichen) Eigenschaften und Fähigkeiten mit Bezug auf das Lebensalter zu treffen.

Sozial- und gesundheitsstatistische Daten beschreiben zunächst einmal den Entwicklungs- oder Gesundheitszustand von Altersgruppen und sind für sich genommen nicht immer schon ‚normativ‘. Solche Daten werden seit den Anfängen der sozialhygienischen Bewegungen im 19. Jahrhundert allerdings wesentlich zu dem Zweck erhoben, die Argumentationen im Sinne eines *social monitoring* und die politischen Aushandlungen um die Sicherung gesellschaftlich erwünschter Entwicklungsbedingungen für Kinder zu informieren. Im Rahmen der interdisziplinären Normalismusforschung, die maßgeblich auf die Foucaultschen Begriffe der „Normalisierung“ und

1 Ich danke Johanna Mierendorff und Sabine Bollig für weiterführende Kommentare zu einer früheren Fassung dieses Beitrags.

der „Normalisierungsgesellschaft“ (Foucault 1977, 1993) referiert, wird zwischen beiden Sorten Normen analytisch unterschieden. Während normative Normen als präskriptive Handlungsvorschriften und punktförmige „Erfüllungsnormen“ zu verstehen sind, beziehen sich normalistische Normen auf „mehr oder weniger breite ‚normal ranges‘, die sich zwischen meistens zwei Normalitätsgrenzen an den ‚Extremen‘ um die ‚Mitte‘ der [...] statistischen Durchschnittswerte herum erstrecken“ (Gerhard/Link/Schulte-Holtey 2001, S. 7). Normalistische Normen beschreiben anders als die normativen Normen ‚Korridore‘ der Normalität. Entwicklungsnormen können diesbezüglich als Beispiel gelten: In Entwicklungstabellen und Somatogrammen werden in der Regel obere und untere Schwellennormen zur Anormalität definiert, mittels derer zwischen üblicherweise fünf Prozent (zwei Standardabweichungen vom Durchschnitt) und 25 Prozent der Kinder als in ihrer Entwicklung ‚auffällig‘ klassifiziert werden – entsprechend werden bis zu 95 Prozent der Kinder in der Anwendung der meisten Entwicklungsdiagnostiken als ‚normal‘ entwickelt eingestuft. Gerhard u. a. betrachten allerdings das „Regime systematischer Verdattung“, das sich seit dem 19. Jahrhundert über Reihenuntersuchungen und Sozialstatistiken etablierte, als „historisches Apriori des Normalismus“, das zu einem „neuen Typ von Interferenzen zwischen Normativität und Normalität“ (ebd.) geführt habe.

Vor diesem Hintergrund deutet sich an, dass gesellschaftliche Prozesse der Normierung und Normalisierung der Kindheit in engem Zusammenhang gedacht werden müssen – aber auch nicht einfach gleichgesetzt werden sollten. Dieser Beitrag unternimmt deshalb eine Reflexion auf die (Un)Unterscheidbarkeit sowie den Versuch einer Bestimmung der Begriffe Normierung und Normalisierung mit Bezug auf die Kindheit. Er verfolgt damit den Anspruch, die weiteren Beiträge des Bandes begriffssystematisch zu rahmen.

In der Klärung der Konzepte Normierung und Normalisierung werden zunächst die virulenten semantischen und diskursiven Überblendungen beider Begriffe in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen (1.) sowie deren pädagogisch-erziehungswissenschaftliche Verwendungsweisen (2.) reflektiert. In einem nächsten Schritt werden Normierung und Normalisierung auf eingeführte Konzepte der Kindheitssoziologie wie etwa die Institutionalisierung und Standardisierung der Bedingungen des Aufwachsens und des Lebenslaufs bezogen, um das kindheitssoziologische Potential der Begriffe Normierung und Normalisierung im Vergleich dazu auszuloten (3.). In einem weiteren Schritt referiere ich, um deren analytisches Potential weiter zu qualifizieren, Foucaults Differenzierung beider Konzepte (4.) und komme auf diesem Weg zu dem Konzept der Gouvernamentalität, in dem Foucault Prozesse der Disziplinierung und Regulierung der Bevölkerung bündelt, die wiederum maßgeblich auf Prozessen der Normierung und Normalisierung basieren (5.). Schließlich reflektiere ich neuere gouvernentalitätstheoretische Kindheitsstudien und unterscheide die Ebenen Normie-

rung/Normalisierung der Kindheit *und* der Kinder (6.) und ziehe ein Fazit für die Kindheitsforschung (7.).

1. Semantische und diskursive Überblendungen von Normierung und Normalisierung

Das Verb normieren kann unterschiedliche Bedeutungen transportieren: Es kann „vereinheitlichen“, „in einer bestimmten Weise festlegen oder regeln“ heißen (Duden 5 1982, S. 529; Stichwort: normieren). Eine Norm (von lat. norma: Winkelmaß) ist gleichbedeutend mit einem allgemeinen Maßstab, einer Richtschnur; Norm bezeichnet außerdem in unterschiedlichen Anwendungsbereichen ein Leistungs- bzw. Qualitätsniveau (etwa im Sinne der DIN-Norm). Der Begriff Norm kann in mindestens dreifacher Weise verwendet werden: für ein anzustrebendes Ideal, den statistischen Durchschnitt oder einen einzuhaltenden Standard (Waldschmidt 2004, S. 191).

Wenn unter „normieren“ verstanden werden kann, dass Maßstäbe festgelegt werden, dann stellt sich die Frage nach dem jeweiligen Referenzrahmen. Im Kontext des Rechtssystems bedeutet Normierung die Regelung, Kodifizierung und Festschreibung des ‚richtigen‘ Handelns in Gesetzen, welche als absolut verbindlich gelten (Muss-Normen). Stärker als das Verb normieren können sich „Normen“ im Sinne von Werten auch auf sittliche Ge- und Verbote, also auf Formen der moralischen Regulierung des Handelns der Gesellschaftsmitglieder beziehen, die nicht unbedingt Eingang in entsprechende rechtliche Kodifizierungen finden und einen geringeren Verbindlichkeitsgrad aufweisen (Soll-Normen und Kann-Normen). In diesem Sinne sind „soziale Normen“ ein soziologischer Grundbegriff (vgl. Schäfers/Kopp 2006) oder „Schlüsselbegriff“ (vgl. Bahrtdt 2003), der zum Begriffsarsenal der klassischen soziologischen Handlungs- und Rollentheorien gehört, in deren Rahmen er die Regelmäßigkeit und Stabilität sozialen Handelns zu beschreiben und erklären hilft, indem er die Aspekte „Wertvorstellungen“, „Verhaltensregelmäßigkeiten“ und „Verhaltenserwartungen“ umschließt. „Normen“ changieren in ihren Bedeutungen in diesem Kontext also zwischen Sollens- und Zustandsbeschreibungen.

Die Konzepte Normierung/normieren und Normalisierung/normalisieren haben sich nicht entsprechend als soziologische (Grund-)Begriffe etabliert², vermutlich weil die gesellschaftlichen Prozesse der Herausbildung, Perpetuierung und Transformation von sozialen Normen, die damit zu bezeichnen wären, sehr komplex sind und sich gegen eine Theoretisierung unter einem

2 In dem Handbuch *Spezielle Soziologien* (Kneer/Schroer 2010) findet sich der Begriff Normalisierung lediglich in den Bereichen Medizin-, Militär- und Thanatosozio-
logie sowie Soziologie der Migration und der Sozialpolitik. Der Begriff Normierung taucht noch seltener auf, unter Soziologie der Kindheit und der Sozialpolitik.

Begriff tendenziell sperren. Wenn der Begriff der Normierung in der Soziologie aufgegriffen wird, so richtet er sich auf Prozesse der Institutionalisierung von (verbindlichen) Regeln und Standards (der Lebensführung) – und erweist sich als kaum unterscheidbar von dem Begriff der Normalisierung, der entsprechend gebraucht wird. (In dieser Bedeutung kommen beide Begriffe auch im vorliegenden Band vor.) Wenn sich eine feine Unterscheidung einziehen lässt, so die, dass Normierung etwas stärker präskriptiv und Normalisierung etwas stärker deskriptiv konnotiert ist.

In der Mathematik bedeutet „normieren“ vergleichbar machen, es geht dabei um die Skalierung eines Wertes auf einen bestimmten Wertebereich. Die entsprechende Bedeutung findet sich in der psychometrischen Testtheorie, in der mit Normierung gemeint ist, ein Bezugssystem festzulegen, etwa in der altersbezogenen Normierung eines Tests für Kinder, die 5 Jahre und 5 Monate alt sind. Hier bedeutet Normierung also so etwas wie die Eichung eines Messinstruments. Etymologisch gehen sowohl der Begriff Norm als auch der Begriff Diagnose („unterscheidende Beurteilung“) auf den griechischen Begriff *gnōmōn* („Kenner, Beurteiler; Richtschnur“, vgl. Duden 7 1989, S. 124 f.; Stichwort: Diagnose) zurück. Dieser etymologische Zusammenhang verweist darauf, dass Prozesse der Normierung ihrerseits Prozesse der Beurteilung voraussetzen. Normieren heißt dann beurteilbar machen, und Normierung bezieht sich entsprechend auf die Vereinheitlichung von Maßen, Verfahren und Methoden. Eine solche Vereinheitlichung ist wiederum die Voraussetzung dafür, bestimmte Phänomene überhaupt messbar zu machen, und damit eine Voraussetzung der Operationsweise des Normalismus. Die enge Verflechtung der Bedeutung beider Begriffe – normieren und normalisieren – deutet sich also auch auf messtheoretischem Gebiet an. Während sich allerdings „normieren“ eher auf die Festlegung einer Norm und die Konstituierung der Messbarkeit beziehen lässt, verweist „normalisieren“ tendenziell eher auf die weiteren sozialen Prozesse der Ausrichtung an der umschriebenen Norm.³ An das Messen schließen die Folgeoperationen Typisieren, Klassifizieren, Vergleichen und Relationieren an, welche insgesamt dem Komplex der Normalisierung zuzurechnen sind.

2. Pädagogisch-erziehungswissenschaftliche Verwendungsweisen

Für die Bedeutungsvarianten des Begriffs Normalisierung ist auch seine Verwendung in pädagogischen Spezialdiskursen aufschlussreich. In der Sonderpädagogik richtete sich das Normalisierungsprinzip seit den 1950er

3 In diversen online-Synonymwörterbüchern finden sich für „normalisieren“ die Bedeutungen normal gestalten, der Norm angleichen, ordnen, in Ordnung bringen, regeln, regulieren u. a.

Jahren darauf, den Alltag für (erwachsene) Behinderte (v. a. mit kognitiven Beeinträchtigungen) so normal wie möglich zu gestalten (vgl. Barow 2009; Bailey/McWilliam 1990). Der Begriff wird heute allerdings eher durch die Konzepte Gleichstellung und Inklusion abgelöst, insofern der Normalisierungsbegriff darauf verweist, dass zunächst etwas als nicht normal verstanden wird, wenn es in der Folge normalisiert werden soll. Man könnte auch sagen: Die initiale unterscheidende Beurteilung in Bezug auf Behinderungen läuft in ihren normativen Implikationen erst einmal auf Denormalisierung hinaus, bevor normalisiert werden kann.

Ähnlich verhält es sich auch bei der Konstituierung von Fällen in Sozialpädagogik und sozialer Arbeit. Im Kontext der Sozialarbeitstheorie und -forschung konzipierte Olk (1986) soziale Arbeit als „Normalisierungsarbeit“, die zwischen Fällen und allgemeinen Normen vermittelt. „Sozialarbeit als Teilsystem [...] ist mit der vorsorglichen Vermeidung und kurativen Beseitigung von Normverletzungen, bzw. anders gewendet mit der *Gewährleistung durchschnittlich erwartbarer Identitätsstrukturen*, betraut.“ (Ebd., S. 12, Hervorh. im Original) Wurde die Leistung der Sozialarbeit für die Gesellschaft entsprechend charakterisiert, schloss sich folgerichtig die Diagnose von der Normalisierung der sozialen Arbeit selbst, im Sinne eines zunehmenden selbstverständlich Werdens ihrer Inanspruchnahme, an (vgl. Lüders/Winkler 1992). Allerdings werden beide Thesen neuerdings in Zweifel gezogen: Seelmeyer (2007) unterzieht die Normalisierungskonzepte in den Theorien zur sozialen Arbeit einer Revision und greift differenzierter die Unterscheidung von Foucault zwischen disziplinierender und regulierender Normalisierung auf.⁴ Sein theoretischer Einsatz läuft darauf hinaus, die soziale Arbeit (im Sinne ihrer Kontrollfunktion) weniger als gesellschaftliche Instanz der Durchsetzung von Normen zu verstehen. Vielmehr konzipiert er die soziale Arbeit im Umgang mit Normen und Normalität dynamischer, den Beteiligten würden in den konkreten Beratungs- und Hilfeprozessen auch Spielräume erwachsen. In dieser neueren Auseinandersetzung mit den normalisierenden Effekten der sozialen Arbeit werden demnach emanzipatorisch-normative Aspekte in den Vordergrund gerückt.

Normalisierung findet auch im Diskurs zu Transgender-Kindern und Erwachsenen Anwendung. Hier kann sich das Konzept darauf richten, statt Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität als Normen durchzusetzen und/oder eindeutige sexuelle Identität operativ herzustellen, die Abweichungen sexueller Identitäten anzuerkennen und ebenso als ‚normal‘ zu begreifen. Damit wird auch das psychologische Konzept der Geschlechtsidentitätsstörungen zurückgewiesen, das diese als Psychopathologien begreift,

4 Diese Unterscheidung wird weiter unten näher erläutert (Abschnitt „Normierung und Normalisierung bei Foucault und in der Foucaultrezeption“). Für eine gouvernementalitätstheoretische analytische Perspektive auf die soziale Arbeit vgl. auch Kessl (2005).

bei denen das biologische Geschlecht nicht anerkannt werde. Ähnlich wie im Bereich der Behindertenpädagogik verweist das Konzept demnach auch in diesem Kontext auf Identitätspolitiken von stigmatisierten Gruppen, die eine normative Ordnung der Normalität von sich aus aktiv hinterfragen und dabei von der Pädagogik advokatorisch unterstützt werden. In beiden Feldern erscheint Normalisierung einerseits als politisches, als präskriptives und normatives Gegenkonzept zu etablierten, hegemonialen Konzepten der Normalität.⁵ An den Diskursen zur Intersexualität fällt andererseits die Verwendung für durchaus komplementäre Sachverhalte auf: Während auf den *homepages* von Betroffenen(verbänden) Normalisierung vorwiegend im Kontext der Beschreibung eines Normalerwerdens der eigenen Lebensverhältnisse auftaucht (z.B. zunehmende Normalisierung beim Sorgerecht), wird es in der wissenschaftlichen Literatur eher auf die gesellschaftliche Durchsetzung hegemonialer Normalität bezogen (z.B. Normalisierung der Genitalverstümmelung; „Normalisierung heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit im Recht“, de Silva 2008).

Auch in der Montessori-Pädagogik taucht der Begriff Normalisierung oder Normalisation auf, und zwar in der Bedeutung einer personalen Reorganisation der Selbstregulierung und -steuerung. Montessori bezeichnete damit die Prozesse, über die abweichendes Verhalten bei Kindern wieder in ‚normale‘ (in ihrem Verständnis natürliche) Bahnen der Motivation, Aktivität und Konzentration gelenkt werden (auch „Polarisation der Aufmerksamkeit“; für eine kritische Diskussion vgl. Reiß 2012).

Das Schillernde an dem Normalisierungsbegriff ist demnach, dass er sich ebenso auf die historisch-gesellschaftliche Durchsetzung normativer Ordnungen und in eher kritischer Konnotation auf den Anpassungs- und Konformitätsdruck beziehen kann, dem sich ‚Nicht-Normale‘ in Folge ebendieser Durchsetzung ausgesetzt sehen. Konnotativ eher entgegengesetzt und affirmativ kann der Begriff aber auch die Praktiken und Bestrebungen benennen, die dazu beitragen sollen, bisher nicht-normale Alltags- und Lebensbedingungen z.B. für behinderte oder entwicklungsgestörte Kinder so ‚normal‘ wie möglich zu gestalten. In den pädagogischen Verwendungsweisen ist der Normalisierungsbegriff also tendenziell normativ befrachtet: entweder affirmativ-normativ oder kritisch-normativ. Diese (pädagogisch) normative Aufladung des Normalisierungskonzepts hat damit, dass normalistische Normen laut Link (2008) zwar (weite) Korridore der Normalität beschreiben; die Definition von Schwellennormen, die den Korridor begrenzen, arbeitet aber letztlich mit einer binären Unterscheidung in (noch) normal und *nicht* (mehr) normal, aus der die Beschreibung von Problem-

5 Dass Normalisierung gerade auch eine Anpassung von (behinderten) Kindern an hegemoniale Vorstellungen von einem normalen Leben bedeuten kann, zeigen die Beiträge von Chilla und Fuhs zu Hörbeeinträchtigten sowie Liebsch, Haubl, Brade und Jentsch zu ADHS diagnostizierten Kindern (beide in diesem Band).

gruppen und normative Normen der Intervention in kindliche Entwicklungs- und Bildungsprozesse abgeleitet werden. Es sind diese wie auch immer kleinen Problemgruppen, denen sich die Pädagogen dann advokatorisch zuwenden – nur diese Gruppen markieren die Zielgruppen der speziellen Pädagogiken.

Gegenüber solchen normativen Aufladungen der Begriffe Normierung und Normalisierung verfolge ich in diesem Beitrag deren analytische Profilierung für die Kindheitsforschung; dazu frage ich im folgenden Abschnitt nach den Verbindungen beider Begriffe zu eingeführten analytischen Konzepten der Kindheitsforschung.

3. Normierung und Normalisierung als Standardisierung der Bedingungen des Aufwachsens. Kindheitssoziologische Reflexionen

In der Sozialgeschichte und Soziologie der Kindheit sind verschiedene Konzepte entwickelt worden, die sich auf sehr komplexe Prozesse der kulturellen, gesellschaftlichen und gesellschaftspolitischen Standardisierung moderner Kindheit richten.

Fend (1988) referiert in seiner „Sozialgeschichte des Aufwachsens“, bezugnehmend auf Webers „zivilisatorischen Normalentwurf“, darauf, dass es „einen Normalentwurf unserer individuellen und kollektiven Lebensbewältigung in der derzeitigen historischen Phase“ (ebd., S. 44) analytisch zu explizieren gelte. Ein solcher „Normalentwurf der Lebensbewältigung“ schließt Ideen und Begründungsmuster, wie Kindheit und Erwachsenen-Kind-Verhältnisse zu gestalten seien, und Konzepte für Praktiken der Lebensführung ein. Fend nimmt mit diesem Begriff m. E. in Kauf, dass ein „Normalentwurf“ gleichzeitig als der richtige und der übliche Entwurf verstanden werden kann, dass sich also normalistische und normative Konnotationen darin überlagern. Der Begriff Entwurf hebt zudem hervor, dass eine kollektive, gesellschaftspolitische Ausrichtung von bestimmten Ideen geleitet wird, die einem Modell oder favorisierten Typus der Lebensbewältigung unterliegen.

Mierendorff (2010) spricht dagegen von einem „modernen Kindheitsmuster“. Dieses zeichne sich durch vier Dimensionen aus: Institutionalisierte Altershierarchie, Scholarisierung, De-Kommodifizierung und Familialisierung. An der Wende zum 20. Jahrhundert wird es in den Industrienationen ‚normal‘, dass Kinder zur Schule gehen, nicht arbeiten, und es sind primär die Eltern, denen das Recht und die Pflicht zur Erziehung ihrer Kinder im privaten Raum der Familie eingeräumt wird (Art. 6 GG). Mierendorff benutzt also den Begriff „Muster“ für die Ergebnisse der genannten Standardisierungsprozesse und bezieht sich damit, etwas anders als Fend, *ex post* auf gesellschaftspolitisch durchgesetzte oder realisierte Normen der Gestaltung von Kindheit. In Anlehnung an Mierendorff (2010) ließe sich Normie-

rung und Normalisierung als Standardisierung der Bedingungen des Aufwachsens sowie deren staatliche Regulierung und Sicherung verstehen.

Der Begriff der „generationalen Ordnung“ (Bühler-Niederberger 2005; Alanen 2005; Hengst/Zeihner 2005) richtet sich mit jeweils unterschiedlichen Konnotationen ebenfalls auf gesellschaftliche Standardisierungen von Kindheit in Relation zur Erwachsenenheit. „Ein Ansatz bei der generationalen Ordnung rückt Normierung und Strukturierung der Unterscheidung von ‚Kindern‘ und ‚Erwachsenen‘ als Kontext des Kinderlebens in den Mittelpunkt.“ (Honig 1999, S. 190) Honig führt in diesem Kontext den Begriff der „moralischen Ökonomie der Generationenverhältnisse“ ein und beschreibt darunter etwa Phänomene wie die Institutionalisierung von Alterszugehörigkeit und Lebenslauf; m.E. buchstabiert er aber den Begriff der moralischen Ökonomie als solchen nicht weiter aus. Den Begriffen „ordnen“ und „Ordnung“ sind Ausgrenzungen des Inkommensurablen, des Abweichenden immer schon eingeschrieben – beim Ordnen geht es um die Prävention von Unordnung und die Reduktion von Unbestimmtheit, man könnte auch sagen: um eine Normierung und Normalisierung der „Verhältnisse“ (vgl. Bühler-Niederberger 2005) zwischen Kindern und Erwachsenen. Bühler-Niederberger (2011) verwendet das Konzept des „normativen Musters“, das sich historisch und universell durchgesetzt habe, nämlich die „lange, behütete Kindheit“, und sie strukturiert ihr Grundlagenbuch zur Lebensphase Kindheit entlang der Differenz zwischen diesem normativen Muster und der Evidenz real vielfältiger Kindheiten, welche die normative Kraft des hegemonialen Musters aber nicht letztlich erschüttert.

An diesen Reflexionen sollten nicht nur die ‚Brücken‘ zwischen in der Kindheitssoziologie bereits stärker eingeführten Konzepten und den Konzepten Normierung und Normalisierung deutlich gemacht werden. Vielmehr zeigt sich darüber hinaus zweierlei: Erstens geht es den genannten Autoren und Autorinnen um nichts weniger als eine Analyse der zentralen Strukturierungs- und Orientierungsmuster moderner, okzidentaler Kindheit. An den Begriffen „Muster“ und „Ordnung“ fällt jedoch die spezifische Substantivierung auf, die im Effekt eher eine Fokussierung auf die Hervorbringungen, als auf die dahinter stehenden Praktiken und Prozesse des Ordners selbst produziert.⁶ Es ist eine durchgesetzte, etablierte Ordnung, die sich im historischen Rückblick zeigt, die mit diesem Begriff vorrangig belegt wird.

Wenn auch Link (2008) zur Charakterisierung normativer Normen von deren Punktförmigkeit spricht, und dies ist mein zweiter Punkt, so scheint

6 Damit soll nicht gesagt sein, dass die genannten Autorinnen und Autoren diese Praktiken und Prozesse in ihren Ausführungen nicht reflektieren – das tun sie selbstverständlich. Bühler-Niederberger (2005) wählt etwa eine Kapitelüberschrift „Ordnen der Verhältnisse“ und legt damit den Akzent eben auf Praktiken und Prozesse. Auch Mierendorff (2010) analysiert die historischen Prozesse der Hervorbringung des modernen Kindheitsmusters. Mir geht es hier allein um die Effekte (oder Rezeptionssignale) der zentral gesetzten Begriffe und nicht um eine grundlegende Kritik.

doch das Konzept der Normierung, wenn es nicht auf (Mess-)Technologien und quasi-technische Operationen beschränkt bleibt, vor allem für die Beschreibung gesellschaftlich-historischer Prozesse von einiger Komplexität sinnvoll zu sein, die von einem ausgedehnten Geltungsanspruch und einiger Reichweite der jeweiligen Normen in der Bevölkerung zeugen.

Beide Punkte synthetisierend, lenken „Normierung“ und „Normalisierung“ meinem Verständnis nach schon als Begriffe die Aufmerksamkeit stärker als der Musterbegriff auf die dahinter stehenden Praktiken. Und sie fokussieren die Frage, wie *Normen* in *Prozesse* der Strukturierung, Institutionalisierung und Standardisierung von Kindheit eingebunden werden – diese drei Begriffe zur Beschreibung moderner Kindheit verstecken die den Prozessen inhärenten normativen Bezüge eher, als dass sie diese systematisch entfalten würden. Durch die Differenzierung in Normierung (eher Normsetzung, präskriptive und prospektive Perspektive) und Normalisierung (eher fortgesetzte Ausrichtung von Praktiken an Normen, deskriptive Perspektive) eröffnen sich zudem Möglichkeiten der Pointierung der Analysen moderner Kindheiten.

Gleichwohl ist die (theoretische) Konturierung beider Begriffe bis hierhin auch noch relativ schwach ausgeprägt. Im Folgenden gehe ich deshalb auf den Autor ein, der die zentrale Referenz ist, wenn es um den Begriff der Normalisierung geht, sowie auf seine Rezeption in Sozial- und Kindheitswissenschaften, um daran die Anschlussmöglichkeiten für diesen Band und die Kindheitsforschung herauszuarbeiten.

4. Normierung und Normalisierung bei Foucault und in der Foucaultrezeption

Der Begriff der „Normalisierung“ ist in machtanalytischer und historiografischer Perspektive entscheidend von Foucault geprägt worden. Er kennzeichnete damit zunächst die Art und Weise, in der die Medizin seit dem 18. Jahrhundert sozial ordnende Funktionen erfüllte und zur Disziplinierung der Gesellschaftsmitglieder beitrug (vgl. Foucault 1973, 2003). In derselben Perspektive schloss sich *Überwachen und Strafen* an, mit dieser Studie reflektierte Foucault (1977) die Verfeinerung der disziplinarischen Techniken in Gefängnissen, Militär, Schulen und Manufakturen. In den disziplinartheoretischen Arbeiten kritisiert Foucault ein juridisches Modell der Macht, er zeige darin, „wie sich in den Lücken und gegen die Mechanismen rechtlicher Normierung und gesetzlicher Kodifizierung disziplinäre Techniken Geltung verschaffen und das Recht ‚kolonisieren‘.“ (Lemke/Krasmann/Bröckling 2000, S. 13) Die Disziplinarmacht beziehe

„die einzelnen Taten, Leistungen und Verhaltensweisen auf eine Gesamtheit, die sowohl Vergleichsfeld wie auch Differenzierungsraum und

zu befolgende Regel ist. Die Individuen werden untereinander und im Hinblick auf diese Gesamtregel differenziert, wobei diese sich als Mindestmaß, als Durchschnitt oder als optimaler Annäherungswert darstellen kann. Die Fähigkeiten, das Niveau, die ‚Natur‘ der Individuen werden quantifiziert und in Werten hierarchisiert. [...] Als Unterschied zu allen übrigen Unterschieden wird schließlich die äußere Grenze gegenüber dem Anormalen gezogen.“ (Foucault 1977, S. 236)

Eben darin zeige sich die Operationsweise einer Normalisierungsgesellschaft, die ihre Mitglieder nach Kriterien ökonomischer Nützlichkeit zu Fällen mache:

„der Fall ist das Individuum, wie man es beschreiben, abschätzen, messen, mit anderen vergleichen kann – und zwar in seiner Individualität selbst; der Fall ist aber auch das Individuum, das man zu dressieren oder zu korrigieren, zu klassifizieren, zu normalisieren, auszuschließen hat“ (ebd., S. 246).

Die Relationierung des Einzelnen an der Masse wird seit dem 18. Jahrhundert durch Aufzeichnungstechnologien, durch eine forcierte Dokumentation in den Verwaltungsstaaten instrumentell umgesetzt. Foucault deutet in *Überwachen und Strafen* an, dass die Disziplinarmacht spezifische ‚disziplinäre‘ Wissensformen voraussetzt und sich letztlich auf die Regierung der Bevölkerung richtet, arbeitet diese Zusammenhänge hier aber (noch) nicht weiter aus (Sohn 1999, S. 17).

In späteren Arbeiten differenziere Foucault dagegen, so Sohn (1999), Lemke, Krasmann und Bröckling (2000) sowie Schrage (2008) übereinstimmend, zwischen disziplinierender Normierung und regulierender Normalisierung.⁷ Die Disziplinierung und Normierung durch Zugriff auf den Körper sieht Foucault (1993) später selbst als unzureichende Interpretation der Normalisierungsgesellschaft an. Er konzipiert diese nun als eine „Gesellschaft, in der sich gemäß einer orthogonalen Verknüpfung die Norm der Disziplin und die Norm der Regulierung miteinander verbinden“ (ebd., S. 40). Foucault entwickelt in *Sexualität und Wahrheit* (Band I, 1983) die Idee einer zwischen der Disziplinierung der Körper und der Regierung der Bevölkerung zirkulierenden Norm. Beide Bereiche konstituieren die „Hauptformen“, in denen sich, als „doppelgesichtige [...] Technologie“, das Feld der Bio-Macht historisch entfaltet hat, zunächst seit dem 17. Jahrhundert die Disziplin und seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Bio-Politik der Bevölkerung:

7 Waldschmidt (2010, S. 51) hebt zudem hervor, dass die Bio- oder Körperpolitik bei Foucault vier Facetten umfasse: Diskursivierung, Disziplinierung, Normierung und Normalisierung.

„Die Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit mit allen ihren Variationsbedingungen wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen und *regulierender Kontrollen*“ (Foucault 1983, S. 166; Hervorh. im Original).

Diese Macht zeichne sich durch die „sorgfältige Verwaltung der Körper und die rechnerische Planung des Lebens aus“ (ebd., S. 167). Die Norm in diesem Verständnis, betont Schrage (2008, S. 4126), ergebe sich aus der Kompilation des statistisch gewonnenen Wissens um die faktische Lage von Bevölkerungen. Die normalisierende Intervention sei deshalb nicht, wie die normierende, als Überwachung der Normenbefolgung zu verstehen, sondern bestehe in der Ausrichtung von Subjekten am normalverteilten Verhalten der Masse. Zu ergänzen wäre hier, dass Foucault dabei sowohl die Techniken der Fremd- als auch der Selbstführung im Blick hat (Lemke, Krasmann und Bröckling 2000, S. 10) und die moderne Form der Subjektivierung nicht einfach zur Seite der „Technologien des Selbst“ hin auflöst. Schrages Ausführungen deuten, sofern er den Akzent auf Subjektivierung legt, diese Lesart an, auch an anderen Stellen betont er die „weitgehend selbsttätige Orientierung“ oder die „freiwillige, selbstgetätigte Anschmiegun der Einzelnen an den Stand der Dinge“ (ebd.), die eine Subjektivierung durch Normalisierung zu gewährleisten verspreche.⁸ Weiterführend an Schrages (2008, S. 4126 f.) Reflexion ist gleichwohl der Hinweis, dass

„eine fehlende Differenzierung von Normierung und Normalisierung oft dazu [führt, HK], dass das Konzept der Subjektivierung repressionslogisch enggeführt wird [...]. Dabei liegt die Prägnanz des Konzepts der Subjektivierung durch Normalisierung gerade in der Unterscheidung zu disziplinierenden Überwachungstechnologien und in der These, dass fungible Subjektivität heute sich im Wunsch nach Anschlussfähigkeit manifestiert.“

8 Schrage (2008, S. 4125) akzentuiert, dass der Normalisierungsbegriff von Foucault eng auf den Subjektivierungsbegriff bezogen wird. Subjektivierung sei als Konzept „spezifischer als das soziologische Konzept der Sozialisation, denn es zielt nicht auf die für *jede* Gesellschaft notwendige, sanktionsbewehrte Anpassung von Heranwachsenden an bestehende soziale Normen, sondern auf die kontrollierte Ermächtigung von Einzelnen zu eigenständigem Handeln in zunehmend komplexeren sozialen Wirklichkeiten, die in der Moderne eine Grundlage der Vergesellschaftung darstellt. [...] ‚Normalisierung‘ bezeichnet vor diesem Hintergrund eine Verfahrensweise, mit deren Hilfe die Umwandlung von Menschen in Subjekte bewerkstelligt wird.“